

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	27 (1937)
Heft:	25
Artikel:	Rückblick auf Schloss und Kirche zu Spiez
Autor:	Dick, Karl Wilhelm
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-638689

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Vielleicht. Ja, vielleicht.“ Sie gingen weiter, schweigend unter dem ungewohnten Druck der Mächtigkeit der Natur, und Gefühle und Klagen wagten sich nicht ans Licht vor der Größe dieser Riesen. Ein Glöcklein bimmelte.

„Das läutet zum Essen“, rief Jo und lachte. „Es scheint Hunger zu haben, so eifrig ruft es uns.“ —

Bei Tisch saßen sie einer Dame gegenüber, die übereifrig mit ihrem Nachbarn plauderte, hastig aß, und laut und grell lachte. Ein Kätkchen strich unter dem Tisch an Jorindes Kleid vorüber. Sie wollte es streicheln und büßte sich, als gegenüber ein gellender Schrei ertönte: Eine Käte! Die Dame fiel in Ohnmacht. Man lief herbei, man holte den Wirt, wollte den Arzt rufen, aber der Mann der Dame bat, sich zu beruhigen, da die Sache nichts auf sich hätte. Seiner Frau geschähe das jedesmal, wenn sie eine Käte spüre. Man beruhigte sich, die Frau erholt sich.

Andreas und Jo tranken in einer duftenden Sommerlaube ihren schwarzen Kaffee.

„Was sind Sie doch für ein herrliches Gegenteil dieser hysterischen Frau, Jorinde“, sagte Andreas mit solch liebenvoller Stimme, daß Jo verwundert ausschaute.

„Nicht wahr, das mögen Sie auch nicht, solch ein Getue? Das weiß ich noch von unserer Wanderschaft her, daß wir in vielem gemeinsam denken und empfinden.“

„Gemeinsam denken ist eigentlich keine Kunst“, meinte Jo. „Man kann ja alles aus den Büchern lernen, oder erben, oder einem einimpfen, aber gemeinsam fühlen, empfinden, fürchten, lieben, das ist des einzelnen Sache, nicht?“

„Doch nicht ganz“, lächelte Andreas. „Denn auch unsere Gefühle können Erbe sein, können eingepflegt oder gezüchtet sein. Denken Sie an den Rausch der Menge, in der Begeisterung, oder an ihren Zorn und ihr: kreuzige ihn, ihre Furcht, ihre Vorurteile, nein, ich denke, daß sich Denken und Fühlen die Waage halten. Wie alles in der Welt sich ausgleicht.“

„Wie denn?“

„Ach, Leid und Freud, Glück und Unglück, Gunst und Ungunst. Könnte man das Erleben jedes einzelnen wägen, man würde sich wundern, wie gerecht das Schicksal ist, auch wo es irreführt. Freilich, das Leben zu ertragen, dem Unglück zu begegnen, die Freude einzufangen, das Glück zu erkennen, das ist wiederum des einzelnen Verdienst.“ Jo sah ihn an. Sie verglich Andreas Gespräche mit denen, die Ulrich mit ihr führte, sehr zu seinen Ungunsten.

„Wenn Ulrich und ich zusammen sind, erzählt er . . .“

„Das will ich lieber nicht wissen. Ich kenne seine Erzählungen. Sie sollen sie mir nicht wiederholen.“

„Ich wollte nur eine Bemerkung machen“, sagte Jo. Andreas sagte sich, daß sie irgendwie ihrer Bewunderung für Ulrich hatte Ausdruck geben wollen, und schwieg ebenfalls. Das kann ich nicht aushalten, dachte er. Ulrich muß mir Farbe bekennen. Ich werde ihn dazu zwingen. Ich wage ja Jo gegenüber keinen Schritt zu tun, kein Wort zu sagen. Sie könnte mich auslachen. Ich könnte es auch nicht ertragen, ein Nein von ihr zu hören. Was ich sicher weiß, ist allein Ulrichs Wort: Sie hat mir kein Recht gegeben. Das hat er gesagt, weiter nichts. Da fährt sie nun neben mir, lacht und plaudert, und jedes Wort ist eine Qual für mich und könnte solch ein Glück sein.

Freilich, ich begreife sie. Natürlich gefällt ihr der immer fröhliche Ulrich, der ausgezeichnete Tänzer, der gewandte Bauwerker besser als ich, da er ja auch noch ausgezeichnet Klavier spielt und musikalisch ist. Es ist kein Wunder, daß er ihr gefällt.

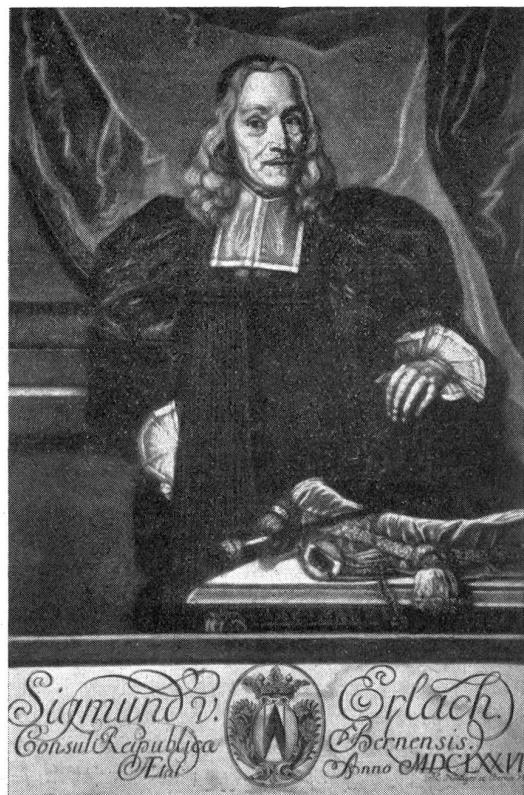
„Wollen wir wieder fahren?“ fragt er und Jo nickt.

Tortsetzung folgt.

Rückblick auf Schloss und Kirche zu Spiez

Von Architekt Karl Wilhelm Dick

Auf der Landzunge, die bei Spiez in den Thunersee vorspringt, mag schon zur Zeit der ersten christlichen Sendboten eine Kapelle errichtet worden sein. An ihre Stelle trat später die bescheidene, wohl in Holz gebaute Kirche, die in einer aus dem Jahre 762 stammenden Urkunde Erwähnung findet. Sie wurde im Jahre 933 durch den burgundischen König Rudolf II. durch einen soliden Steinbau ersetzt, dessen Grundmauern heute 1000 Jahre zählen, während der Oberbau in den ersten 200 Jahren



noch bedeutende Umänderungen erfahren hat. Zur Zeit Rudolfs von Habsburg wurde dann die Burg erbaut, und die Kirche war von nun an im Besitz und Schutz der Burgherren. Die ersten waren die Freiherren von Strättlingen, ihnen folgten während fast zweihundert Jahren die Freiherren von Bubenberg; hier wohnte dieses ritterliche Geschlecht, das der Stadt Bern elf Schultheißen gestellt hat. Seit 1516 bis ins Jahr 1875, also 360 Jahre lang, blieb Spiez das Eigentum der Familie von Erlach.

Im 17. Jahrhundert residierten nacheinander auf Schloß Spiez zwei besonders hervorragende Vertreter dieser Familie; in der ersten Hälfte des Jahrhunderts war es Franz Ludwig von Erlach, während vielen Jahren Schultheiß zu Bern, ein gewiefter Diplomat und fähiger Baumeister, der das Spiezer Schloß modernisierte und für seine zahlreiche Familie wohnlich gestaltete. Ihm folgte sein Brudersohn Sigmund von Erlach, ein Kriegsmann, der es in franz. Diensten zum Grad eines „maréchal de camp“ gebracht und sodann der heimatischen Regierung im Bauernkrieg und Billmergerkrieg als General der bernischen Truppen diente und im letzten Viertel des Jahrhunderts jedes zweite Jahr die Schultheißenwürde innehatte. In der Kirche zu Spiez ließ er sein Grabmal errichten und verbarbte allsonntags nach dem Gottesdienst eine zeitlang still an seiner Gruft. Auf der Grabtafel waren von seinem Todesjahr bereits die zwei ersten Stellen 16 angebracht. Als man ihn im Jahre 1699 darauf aufmerksam machte, daß es an der Zeit wäre, dieselbe in 17 zu verändern, wehrte er ab und starb im Dezember selben Jahres.

An die Kirche in Spiez hatte er 1693 seinen jugendlichen Patensohn Samuel Dick*) von Bern berufen. Dieser wurde im Frühjahr 1706 von Albrecht von Wattenwyl, Freiherr zu Diezbach, zum Pfarrer von Oberdiezbach ernannt, wo er im Jahr

1738 starb. Während den letzten zehn Jahren seines Lebens war ihm sein Sohn Johann Jakob Dic als Vikar zur Seite gestanden. Dieser theologisch und philologisch gut ausgebildete Mann wurde 1739 von Albrecht von Erlach nach Spiez berufen, wo er 1746 starb. Seine Frau fiedelte mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, nach Bern über. Der Knabe Johannes Jakob Dic durchlief die Lateinschule, studierte Theologie und daneben Botanik, wurde 1764 Pfarrer in Spiez und 1770 in Bolligen, wo er bereits 1775 starb.

* Samuel Dic, Samuels Sohn, des Rotgerbers und Schaffners im Interlakenhaus, wurde getauft in Bern am 5. Juni 1664. Seine Mutter war Maria Herrmann, Tochter des Hauptmann Andres Herrmann, der in Dalmatien in Kriegsdiensten gestanden. Er wurde 1692 als Kandidat ins Ministerium aufgenommen. Von seinem Taufpathen, Schultheiß Sigmund von Erlach, General und Freiherr zu Spiez, wurde er am 20. März 1693 zum Pfarrer in Spiez ernannt. Von da berief ihn Albrecht von Wattenwyl, Freiherr zu Diegibach bei Thun, am 19. April 1706 als Pfarrer nach Oberdiegibach, wo er am 3. Christmonat 1738 gestorben ist. Von 1726 bis 1736 bekleidete er auch den Posten eines Kämmerers der „Chrenwerten Wohlehrwürdigen Classe“ zu Bern.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Polzner
Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Er muß über den Mörder des Millionärs mehr wissen, als der Advokat Buonavoli mir verraten hat! durchfuhr es mich.

Ich nahm mich zusammen. Meine Stimme klang gleichgültig, als ich fragte: „Ich wußte nicht, wen ich belasten sollte, Herr Richter?“

Der Untersuchungsrichter lächelte nur.

„Sie sind also der berühmte Buffalo Bellini! Im Kriege waren Sie Offizier — ich habe von den deutschen Behörden über Sie Auskunft erhalten!“

Warum erzählte er mir dies?

„Sie meinen, es gibt gewisse Situationen, in denen ein Gentleman schweigen muß? Selbst wenn er durch sein Schweigen für sich selbst eine Gefahr heraufbeschwört“, sagte mit einem kleinen ironischen Lächeln der Untersuchungsrichter.

Dann fuhr er fort: „Ich weiß, es wäre zwecklos, Ihnen auseinanderzusetzen, wie falsch Ihr Verhalten ist. Die Aufgabe des Richters ist, der Gerechtigkeit Genüge zu tun. Wer ihm bei seiner nicht immer leichten Aufgabe Hindernisse in den Weg stellt, der . . .“ Er brach ab, ohne den Satz zu beenden.

Ich blieb stumm.

Der Richter seufzte. „Na ja, es gibt für Kavaliere einen ungeschriebenen Ehrenkodex, der ihnen mehr bedeutet, als Gesetz und sittliches Gefühl . . .“

Obwohl innerlich erschrocken, trug ich eine unbewegte Miene zur Schau. Es gelang mir sogar, etwas gelangweilt dreinzublicken.

Während der Richter schweigend in den Alten blätterte, versuchte ich, mein Verhalten vor mir selbst zu rechtfertigen.

Ich schwieg, weil entweder Milica unschuldig war, und dann konnte sie meine belastende Aussage in eine ähnliche Lage, wie meine augenblickliche, bringen — oder aber Milica war schuldig, und dann war ich mitschuldig an ihrer Tat. Denn wäre es ohne meine Anwesenheit auf der Yacht zu der Katastrophe gekommen? Durfte da gerade ich zur Leitung der Schuldigen helfen? . . . Und schließlich, ich schadete ja durch mein Schweigen nur mir selbst . . .

Der Untersuchungsrichter blickte endlich von seinen Papieren auf und sagte trocken: „Nun, wir werden auch ohne Sie die Schuldigen finden! Ich werde Ihre Freilassung verfügen; falls die Staatsanwaltschaft keinen Einspruch erhebt, können Sie noch heute das Gefängnis verlassen. Ihren Reisepaß muß ich allerdings zurück behalten; Beirut dürfen Sie vorläufig nicht verlassen.“

Er klingelte. Als der Wachtmeister mich abführte, nickte der Untersuchungsrichter nur kurz.

Die nächsten Stunden waren erfüllt mit Gedanken über meine nächste Zukunft. Ich gestehe, daß, trotz aller Skepsis, der Plan, die geraubten Juwelen des Maharadschas zu finden, in mir herumsprang. Ich vergaß dabei, daß ich zunächst Beirut gar nicht verlassen konnte.

In den ersten Nachmittagsstunden öffneten sich vor mir die Pforten des Gefängnisses. Ich war frei!

Buonavoli und Marianne erwarteten mich. Der Advokat zeigte die selbstzufriedene Miene eines Chirurgen, dem soeben eine schwierige Operation gelungen ist; Marianne Freude war uneigennützig.

Eine halbe Stunde später saßen wir alle drei in dem ersten Restaurant der Stadt. Zur Feier der Stunde war das Beste, was seine Küche bieten konnte, gerade gut genug. Es war die Ansicht Buonavolis, der, wie mir schien, kein Verächter guter Bissen war.

So begann unser „Frühstück“ mit Austern und endete über ein halbes Dutzend Gerichte mit einem wirklich köstlichen Halbfrorenen. Nach dem Türkischen verabschiedete sich der Advokat.

„Wie ich mich freue!“ sagte leise Marianne.

Auch ohne diese Zusicherung hätte ich es ihr geglaubt. Ihr strahlendes Gesicht und jedes ihrer Worte verraten nur allzu deutlich ihre Freude über die glückliche Wendung.

„Marianne, ich möchte Dir noch einmal und noch tausendmal für alles danken, was Du für mich getan hast!“ rief ich gerührt. „Selbst eine Schwester hätte mir nicht mehr helfen können. Wie soll ich es Dir bloß vergelten, Marianne?“

„Sprich nicht weiter darüber! Was habe ich schon für Dich getan? So gut wie nichts. Ich wollte mir schon lange einmal Syrien ansehen. Nun ist es geschehen.“

„Über Du bist ja über Beirut nicht hinausgekommen!“

„Genügt mir vollkommen! Um liebsten möchte ich schon wieder die Rückreise antreten“, sagte sie lächelnd.

Natürlich glaubte ich ihr nicht, daß sie, die, gleich mir, die Erde mehrere Male bereist hatte, je den Wunsch empfand, eine Vergnügungsreise ausgerechnet nach Beirut zu machen.

Aber das war so richtig ihre Art, Opfer, die sie für einen brachte, nicht zuzugeben. Nur, um meinen weiteren Dankesworten zu entgehen, begann sie über praktische Dinge zu reden.

Sie hatte im Grand Hotel de Syrie, in dem auch sie wohnte, für mich ein Zimmer reservieren lassen. Es fiel ihr ein, daß ich so gut wie gar keine Sachen besaß. Ich trug noch immer denselben Anzug, den ich anhatte, als mir Milica in Monte Carlo begegnete.

„Wie lange wird man Dich hier zurückhalten?“ fragte Marianne.

Ich konnte ihre Frage selbstverständlich nicht beantworten. Nach kurzem Nachdenken meinte sie: „Du wirst nach Nizza schreiben, damit man Dir Dein Gepäck schickt . . .“

„Bolton . . .“ begann ich.

„Ja, Bolton! Jetzt mußt Du endlich erfahren, was mit dem Manne los ist! Er ist bestimmt nicht der, für den er sich ausgibt . . .“

„Marianne, ich habe seine Papiere gesehen! Bolton ist ein Angestellter der amerikanischen Pinkerton-Gesellschaft . . .“

„Ich glaube es nicht. Ich bin dem Manne drüben in den Vereinigten Staaten unter ganz seltsamen Umständen begegnet. Du weißt doch, daß ich im vergangenen Jahre in verschiedenen Großstädten der Vereinigten Staaten auftrat. Im November befand ich mich in Baltimore. Eines Abends begab ich mich in Gesellschaft einiger Kollegen in ein Nachtlokal. Es war eine Art Tanzklub, der sich aus den Zeiten der Prohibition eines ziemlich anrüchigen Rufes erfreute. Trotzdem — oder gerade deshalb — verkehrte in dem Lokal durchweg gutes Publikum.

Das Lokal war ausgezeichnet besucht, es spielte eine vorzügliche Tanzkapelle, und ich tanzte ziemlich viel an diesem Abend.

Drei- oder viermal engagierte mich auch ein junger Herr in tadellosem Smoking. Lebrigens saß er ganz allein an einem